

Simone St. James

Das
Schweigen
der
Toten

Aus dem Amerikanischen von Heiner Eden

FESTA

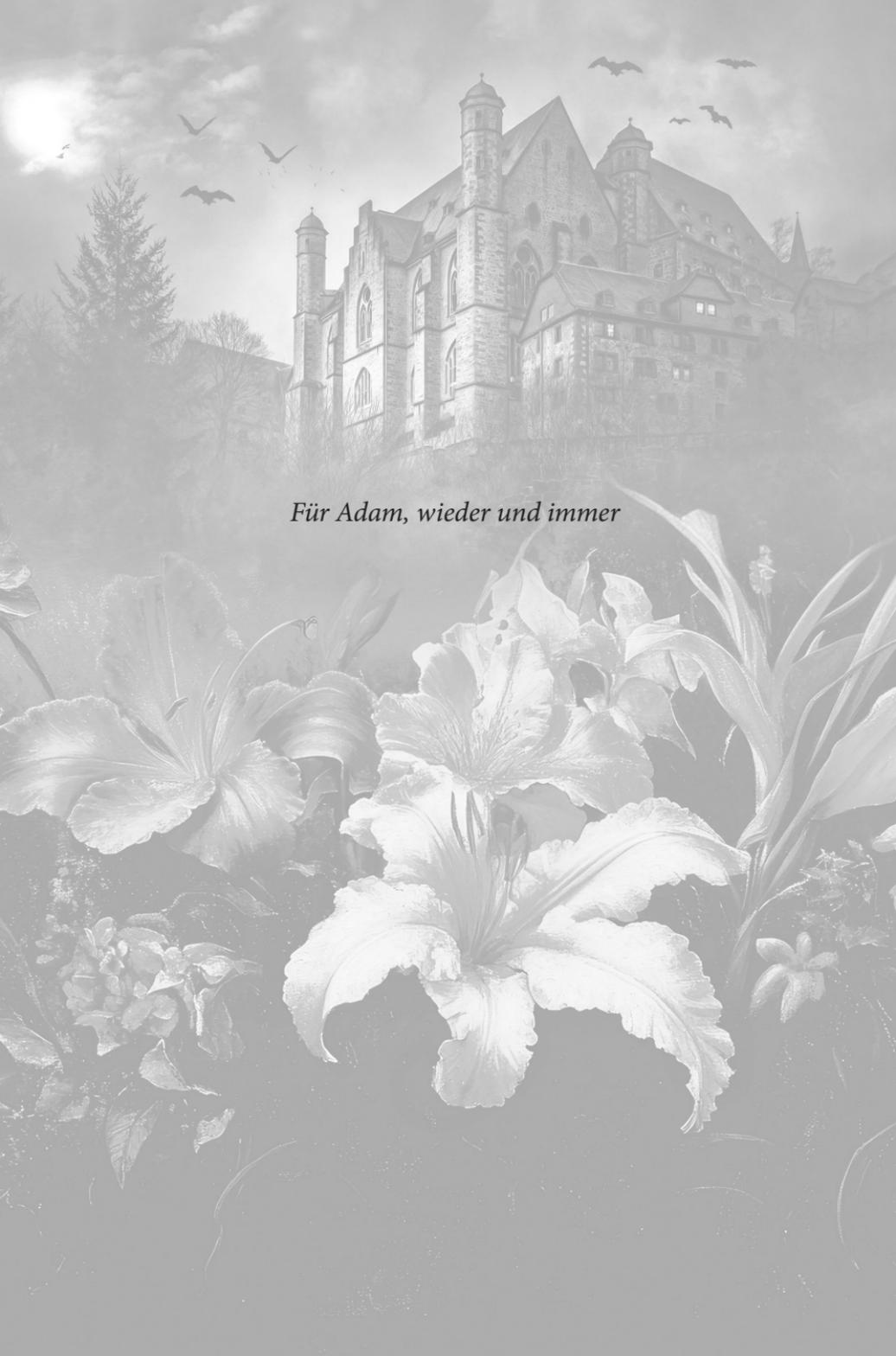
Die amerikanische Originalausgabe *Silence for the Dead*
erschien 2014 im Verlag Thorndike Press.
Copyright © 2014 by Simone Seguin

1. Auflage Mai 2025
Copyright © dieser Ausgabe 2025 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

Veröffentlicht mit Erlaubnis von Berkley, ein Unternehmen der
Penguin Publishing Group/Penguin Random House LLC.

Titelbild: Lady Elizia / 99design unter Verwendung
von alva studio/AdobeStock
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-193-6
eBook 978-3-98676-194-3



Für Adam, wieder und immer

TEIL EINS

Engel der Barmherzigkeit



Die Selbstsucht ist zuallererst eine Unzulänglichkeit,
die eine Frau für den Beruf der Krankenschwester
disqualifiziert.

Eva Luckes,
Schwester Oberin des London Hospital,
1880–1919

1



ENGLAND, 1919

Portis House tauchte aus dem Nebel auf, als wir uns ihm näherten. Nach und nach zeigte es sich als ein langer, tief stehender Schatten. Ich neigte meine Schläfe gegen das Fenster des Wagens und versuchte, es in dem schwindenden Licht genauer zu betrachten.

Der Fahrer sah, wie ich meinen Hals reckte. »Das ist es, zweifelsohne«, bestätigte er. »Man kann es gar nicht verwechseln. In der Gegend gibt es sonst nichts.«

Ich bäugte es weiter. Ich konnte nun gerade so die Gesimse erkennen, und auch die schmalen griechischen Säulen waren in der aufziehenden Dunkelheit nur schemenhaft auszumachen: ein breiter, kühler Portikus und dahinter Efeu, der an den blassen georgianischen Mauern emporkletterte. Seine Ränder verblassten im Nebel, als hätte ein Künstler sie mit seinem Daumen verwischt.

»Es ist ein guter Ort«, fuhr der Fahrer fort. Mein Schweigen schien ihm unbehaglich zu sein, seit vielen Meilen schon. »Ich meine, wofür sie das Haus benutzen. Ich selbst würde hier nicht leben wollen.« Er richtete die Mütze auf seinem grau melierten Kopf und fuhr sich

dann mit einem rauen Finger über den Bart. »Das Land hier liegt tief, was heißt, dass es immer feucht ist. Der Nebel rührt vom Wasser her. Im Winter vereist alles ganz fürchterlich.«

Ich löste mich von dem Seitenfenster und lehnte meinen Kopf zurück an den Sitz, um durch die Windschutzscheibe zuzusehen, wie das Haus näher kam. Wir rumpelten über eine lange, schlammige Zufahrt. »Aber warum«, fragte ich, »ist es dann ein guter Ort?«

Er hielt überrascht inne. Ich versuchte, mich zu erinnern, wann ich ihn das letzte Mal angesprochen hatte, seit ich am Bahnhof in sein Taxi gestiegen war, und konnte es nicht. »Nun, für diese Burschen natürlich«, antwortete er nach einem Moment. »Für die Verrückten. Hält sie vom Rest der Welt fern, nicht wahr? Und die Brücke vom Festland sorgt dafür, dass sie nirgends hinkönnen.«

Das stimmte. Die Brücke war lang und schmal und einem Wind ausgesetzt, der uns schonungslos durchgeschüttelt hatte, als wir sie überquerten. Jeder, der versuchte, das Festland zu Fuß zu erreichen, riskierte Kopf und Kragen. Ich überlegte, ob es schon einmal jemand gewagt hatte und ob er dabei in das tosende Meer gestürzt und zu Tode gekommen war. Ich öffnete den Mund, um zu fragen, schloss ihn aber wieder.

Der Fahrer schien es nicht bemerkt zu haben. »Wissen Sie, es ist nicht als ein Krankenhaus errichtet worden. Es war ein Wohnhaus, vor nicht allzu langer Zeit. Um die 20 Jahre muss es her sein. Eine Familie mit Kindern. Gersbach hießen sie. Weiß der Himmel, wie sie es hierher geschafft haben. Vier Stunden mit dem Zug von Newcastle

bis in die Stadt, und dann noch über die Brücke. Es ist kein Ort für ein Kind, sage ich Ihnen. Oft hat man sie nicht gesehen, und das ist kein Wunder – einen anderen Weg gab es nicht, um sich Vorräte vom Festland zu beschaffen, und kein Dienstbote hielt es lange bei ihnen aus. Ich schätze, so sind die Reichen eben. Sie gingen wieder, als der Krieg ausbrach. Wie ich hörte, waren sie recht unnahbar, was ganz typisch für Deutsche ist.«

Wir erreichten das Haus, und er lenkte das Fahrzeug über die Auffahrt hin zum Haupteingang. Wir umkreisten eine Rasenfläche, in deren Mitte ein unbenutzter Steinbrunnen trocken und verdreckt in einem leeren Blumenbeet stand. Nebelwolken schoben sich über ihn hinweg und glitten lautlos an einer Marienstatue mit traurigen Augen vorbei, die ihre segnenden Arme über das leere Becken ausstreckte. An ihren Seiten standen Engelsfiguren mit ausdruckslosen Gesichtern.

»Sie müssen sich keine Sorgen machen.« Der Fahrer stellte den Motor an der Vordertreppe ab. »Es ist abgelegen, das ist wohl wahr, doch ich habe noch nie gehört, dass jemand in dem Krankenhaus schlecht behandelt wurde. Ihrem Burschen geht's bestimmt gut. Heute Abend werde ich nicht zurückkommen können, dafür ist's zu spät, aber hier gibt es schöne Gästezimmer für die Angehörigen. Ich könnte gleich morgen früh wieder hier sein, wenn Sie möchten.«

Ich sah ihn einen Augenblick lang an, bevor mir bewusst wurde, dass er mich für eine Besucherin hielt. »Ich werde bleiben«, erklärte ich.

Er zog seine Augenbrauen hoch, als hätte ich behauptet, dass ich mich selbst einweisen würde. Dann senkte er sie

wieder. »Eine Krankenschwester? Ich dachte ...« Sein verdutzter Blick fand den Laderaum im Heck, wo meine Reisetasche lag. Sie war so klein, dass sie nicht für mehr als eine Nacht zu reichen schien. Als er sich mir wieder zuwandte, blickte ich ihm in die Augen und sah zu, wie er langsam begriff, dass all meine Habseligkeiten in der Tasche steckten.

»Nun«, verkündete er dann. Die Stille hing einen Moment lang zwischen uns. »Dann werde ich Ihnen nur Ihre Tasche holen.«

Er stieg aus dem Wagen. Ich öffnete meine Tür, bevor er es tun konnte, und erhob mich aus dem schmerzhaft harten Sitz. Er hob die Hände vor lauter Frust und machte sich daran, meine Tasche zu holen. »Seien Sie bloß vorsichtig«, warnte er mich, als er sie mir reichte. Sein wohlwollender Tonfall war verschwunden. »Das sind alles Verrückte, wissen Sie? Ein paar davon sind richtige Unmenschen. Und Sie, Sie sind nur ein kleines Ding und auch noch so jung. Ich wusste ja nicht, dass Sie eine Krankenschwester sind, sonst hätte ich schon eher etwas gesagt. Die meisten Schwestern halten es nicht lange aus. Das macht die Einsamkeit.«

Ich reichte ihm sein Fahrgeld. Es war das letzte Geld, das ich noch hatte. »Die Einsamkeit ist, was ich brauche.«

»Manchmal werde ich hergerufen, um die Mädchen abzuholen, die wieder weg wollen. Sie sind so still wie Geister, und in der Stadt sehen wir nie eine von ihnen. Vielleicht dürfen sie nicht in die Stadt, wer weiß. Ich weiß nicht einmal, ob sie überhaupt Urlaub bekommen.«

»Ich brauche keinen Urlaub.«

»Welche Krankenschwester braucht denn keinen Urlaub?«

Nun klang er fast erbost. Ich wandte mich von ihm ab und schritt die Treppe hinauf.

»Sie scheinen mir einfach nicht der Typ dafür zu sein«, rief er mir hinterher.

Ich drehte mich um. »Sie müssen sich um mich keine Sorgen machen.« Ich überlegte einen Augenblick lang. »Es ist kein deutscher Name, Gersbach«, bemerkte ich noch, als er zu mir heraufblickte. »Er kommt aus der Schweiz.« Ich sah über seine Schulter zum Brunnen, zur Mariengestalt mit ihren zarten drapierten Schultern und eleganten Armen. Dann nahm ich die letzten Stufen bis zur Eingangstür von Portis House.

»Katharine Weekes.« Die Frau überflog die Unterlagen in ihrer Hand und blätterte geschickt mit ihren langen Fingern darin. Sie hatte die Mundwinkel konzentriert nach unten gezogen.

»Kitty«, verbesserte ich.

Sie blickte scharf zu mir auf. Wir befanden uns in einem behelfsmäßigen Büro, in dem früher vielleicht ein Butler oder die Haushälterin ihre Schreibstube hatte. Das Zimmer befand sich ganz hinten im Gebäude und war nur mit einem alten verkratzten Schreibtisch und einem nicht dazu passenden Aktenschrank aus Holz möbliert. Jenseits des Fensters zog der Nebel vorüber.

Sie war eine groß gewachsene Frau mit kräftigen Schultern. Ihr Haar war zu einem stumpfen Pony geschnitten, der beinahe männlich wirkte. Sie trug eine dicke Wolljacke über ihrer Uniform; an einer Kette um ihren Hals

hing eine Halbmondbrille, die sie nicht zum Lesen benutzte. Die weiße Haube auf ihrem Kopf wirkte fehl am Platz und fast schon lächerlich. Ihre Augen wurden schmal, als sie mich betrachtete. »Wir werden Sie nicht Kitty nennen«, verkündete sie. »Sie werden Schwester Weekes sein. Ich bin hier die Oberschwester, Mrs. Hilder. Sie werden mich Schwester Oberin nennen.«

Ich prägte mir diese Auskunft ein. Sie war albern und dumm, aber ich würde sie brauchen. »Ja, Schwester Oberin.«

Wieder verengten sich ihre Augen. Sogar wenn ich mir Mühe gab, schaffte ich es kaum, gehorsam zu klingen, und etwas in meinem Tonfall musste das preisgegeben haben. Die Schwester Oberin schien eine jener Frauen zu sein, denen nicht einmal der Anflug einer Unverfrorenheit entgeht. »Hier steht«, fuhr sie einen Moment später fort, »dass Sie ein Jahr lang im Belling Wood Hospital in London tätig waren.«

»Das stimmt, Schwester Oberin.«

»Es ist ein schwieriges Krankenhaus, das Belling Wood. Unzählige Verwundete wurden dort behandelt. Viele fordernde Fälle.«

Ich nickte stumm. Woher wusste sie das? Woher konnte sie es wissen?

»Normalerweise bevorzugen wir Schwestern mit mehr Erfahrung, aber da Sie im Belling Wood waren, ist anzunehmen, dass Ihre Fähigkeiten die Ansprüche hier im Portis übertreffen dürften.«

»Ich bin mir sicher, dass es genügen wird«, murmelte ich. Ich hatte meine Hände sorgsam in den Schoß meines dicken Rocks gelegt und richtete meinen Blick auf sie. Ich

trug mein einziges Paar Handschuhe. Ich hasste Handschuhe, doch den Anblick meiner Hände hasste ich noch mehr. Wenigstens verbargen die Handschuhe die Narbe, die sich von dem sanften Gewebe zwischen meinem Daumen und den Fingern bis hinunter zu meiner Handwurzel zog.

»Ist das so?«, fragte Mrs. Hilder, die Schwester Oberin. Etwas an der verhaltenen Neutralität in ihrer Stimme ließ ein Gefühl der Panik wie einen Puls in meiner Kehle pochen.

Ich wagte einen kurzen Blick zu ihr hinauf. Sie betrachtete mich mit steten Augen, die nichts preisgaben. Ich würde etwas sagen müssen und wühlte rasch in meinen Erinnerungen.

»Das Belling Wood war beschwerlich«, erklärte ich. »Ich war kaum zu Hause. Mit der Zeit verlor ich den Glauben daran, überhaupt etwas ausrichten zu können.« Ja, ich erinnerte mich, so etwas gehört zu haben. »Ich wurde der vielen Verwundeten überdrüssig, und der Ruf von Portis House war mir vom Hörensagen bekannt.«

Das war vielleicht ein wenig dick aufgetragen, doch es schien mir angebracht. Die Miene der Schwester Oberin veränderte sich nicht. »Portis hat keinen Ruf«, sagte sie tonlos. »Es wurde erst im letzten Jahr eröffnet.«

»Ich hörte, die Patienten werden hier sehr gut behandelt«, bekräftigte ich. Das stimmte ebenfalls, auch wenn ich es erst vor 20 Minuten vom Taxifahrer gehört hatte.

»Sie werden so gut behandelt, wie es uns möglich ist«, entgegnete sie. »Sie haben auch ein Empfehlungsschreiben von Gertrude Morris, der Stationsschwester im Belling Wood.«

Ich sah zu, wie sie das Stück Papier aus den Unterlagen hervorholte und sorgsam las. Ihr Blick wanderte die handgeschriebene Seite hinunter und wieder hinauf. Schweißperlen bildeten sich auf meiner Stirn.

Es war eine Lüge, jedes einzelne Wort. Ich hatte das Belling Wood nie betreten. Alison, meine Zimmergenossin in London, hatte dort gearbeitet, und in den wenigen Stunden, die sie zwischen ihren Schichten zu Hause war, hatte sie mir ausführlich darüber berichtet, was dort vor sich ging. Es klang nach schwerer Arbeit, doch schwere Arbeit machte mir nichts aus, und ich suchte nach einer Anstellung. Die Aussicht, Verbandszeug zu waschen und ein paar Bettpfannen auszuleeren, schien nichts im Vergleich zu der Schufferei in der Fabrik zu sein, und als ich schließlich entlassen wurde, sah ich mich nicht mehr in der Lage, meine Hälfte der Miete zu bezahlen.

Eines Abends kamen zwei von Allys Kolleginnen zu Besuch, und als ich in meinem winzigen Zimmer hockte, konnte ich ihre Unterhaltung durch die dünnen Wände hören. Eine von ihnen hatte eine Broschüre von Portis House dabei, in der nach Krankenschwestern gesucht wurde, und sie überlegte, sich dort zu bewerben. Sie hatte London so satt, und die Arbeit klang nicht beschwerlich – nur ein paar unter Kriegsneurosen leidende Männer, wenn man so wollte, weit weg von dem Blut und dem Erbrochenen und der um sich greifenden Grippe in der Stadt. Doch die anderen sagten, der Ort liege so weit weg, dass sie bestimmt den Verstand verlieren würde. Außerdem, so wurde gemunkelt, blieben die Angestellten kaum länger als ein paar Wochen in Portis House, auch wenn

niemand wusste, warum, und deshalb suchten sie so dringend nach Mädchen. Wer wollte schon eine gute Anstellung in London aufgeben, nur um den ganzen Weg an einen Ort auf sich zu nehmen, wo die Schwestern nicht bleiben wollten? Es wäre wohl das Beste, stimmten die Mädchen überein, in London zu bleiben und auf eine Beförderung zu hoffen – oder, noch besser, auf einen Ehemann.

Ich saß auf meinem schmalen Bett, die Knie an die Brust gezogen, das Herz vor Aufregung pochend, als sie die Idee verwarfen, und nachdem sie gegangen waren, fischte ich die Broschüre aus dem Mülleimer. Es war die perfekte Lösung. Ein entlegener Ort, der verzweifelt nach Mädchen suchte, und alles, was ich zu tun haben würde, war, mich um eine Handvoll Soldaten zu kümmern. Ich hatte eine Bewerbung abgeschickt und Allys Berufserfahrung als meine eigene ausgegeben. Ich hatte sogar ein Empfehlungsschreiben der Stationsschwester beigefügt. Ally hatte oft genug von ihr gesprochen; es war mir ein Leichtes, meine Handschrift etwas abzuändern und den Namen der Frau zu benutzen. Wer würde schon in diesen Tagen des Chaos, so kurz nach dem Krieg, allzu genau hinsehen?

Schon nach ein paar Tagen erhielt ich eine Antwort – eine Zusage, ungesehen, zusammen mit einer Wegbeschreibung. Ich erzählte Ally, ich hätte eine Stelle in einer anderen Fabrik bekommen, packte meine Sachen und ließ sie so klug wie zuvor zurück. Solange es niemandem schadet, dachte ich immer, ist alles erlaubt.

Die Schwester Oberin faltete das Stück Papier wieder und legte es auf den Schreibtisch. Der panische Puls in meiner Kehle beruhigte sich etwas.

»Es scheint alles seine Ordnung zu haben«, stellte sie fest.

Ich schluckte und nickte.

»Die Umstände hier können sehr fordernd sein«, fuhr sie fort, »und das Haus liegt einsam. Die Arbeit ist nicht leicht. Wir haben große Mühe, Mädchen zu finden, die bei uns bleiben.«

»Ich werde bleiben.«

»Ja«, erwiderte sie. »Das werden Sie wohl.« Sie neigte den Kopf und betrachtete mich. »Denn wie es der Zufall will, ist Gertrude Morris meine Cousine zweiten Grades, und das hier sieht ihrer Handschrift überhaupt nicht ähnlich.«

Mir war, als würde mein Herz zerspringen. »Nein. Nein. Ich ...«

»Schweigen Sie.« Ihr Tonfall blieb gefasst, und einen Moment lang sanken ihre Lider über ihre Augen und sie machte eine Miene, die, so schien es, von Triumph erfüllt war. »Ich sollte Sie nicht einfach nur abweisen. Ich sollte Sie Mr. Deighton, dem Besitzer, melden. Ein Wort von ihm zu Ihrem nächsten Arbeitgeber, und Sie finden sich auf der Straße wieder.«

»Aber Sie haben mich den ganzen Weg hierher machen lassen.« Ich versuchte, ruhig zu sprechen und nicht schrill zu klingen, doch ich brachte nur ein Krächzen hervor. »Bitte schicken Sie mich nicht fort. Warum haben Sie mich herkommen lassen?«

»Das habe ich nicht. Das war Mr. Deighton. Ich war einige Tage nicht anwesend, und er hat Ihre Bewerbung in die Finger bekommen. Glauben Sie mir, wenn er gewartet und mich zurate gezogen hätte, wäre uns all das hier erspart geblieben.« Sie klang ein wenig angewidert,

als wäre sie nicht zum ersten Mal übergangen worden.

»Doch nun ist es, wie es ist.«

Was hatte das zu bedeuten? Ich wartete.

Die Oberschwester lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und betrachtete mich eingehend. »Wie alt sind Sie?«, fragte sie.

»20.«

»Hatten Sie schon die Masern?«

»Ja.«

»Windpocken?«

»Ja.«

»Haben Sie Krampfadern?«

»Nein.«

»Sind Sie für Infektionen anfällig?«

»Ich war in meinem ganzen Leben noch keinen Tag krank.«

»Sind Sie in der Lage, einen Mann zu bändigen, der um sich schlägt und Ihnen Schimpfwörter an den Kopf wirft?«

Sachte. Sie versuchte, mich ins Straucheln zu bringen, aber das würde ich nicht zulassen. »Ich bin mir nicht sicher wegen des Umsichschlagens, aber mir wurden schon alle möglichen Schimpfwörter und Schlimmeres an den Kopf geworfen.«

Sie seufzte. »Wie es scheint, sind Sie außerordentlich selbstbewusst. Das sollten Sie nicht sein. Und glauben Sie bloß nicht, dass ich nicht merken würde, wie schnippisch Sie sind. Mir gefällt Ihre Art überhaupt nicht.« Sie blickte noch einmal hinunter auf ihre Unterlagen, dann wieder hinauf zu mir. Nun machte sie ein angespanntes Gesicht. »Ich weiß nicht, was Sie im Schilde führen, Miss Weekes,

und ich will es gar nicht wissen. Es ist nun einmal so, dass ich dringend eine Krankenschwester brauche. Bisher ist kein Mädchen länger als drei Wochen geblieben, und darum hinken wir mit der Arbeit weit hinterher. Ehrlich gesagt könnte ich deswegen sogar meine Stelle verlieren.«

Ich blinzelte. So viel Offenheit hatte ich nicht erwartet. »Ich werde bleiben«, beteuerte ich noch einmal.

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich an diesen Satz erinnern und nachher nicht zu mir kommen, um sich auszuweinen.«

»Ich weine mich bei niemandem aus.«

»Das sagen Sie *jetzt*. Noch etwas: Hier in Portis House achte ich darauf, dass die Regeln eingehalten werden. Zeigen Sie mir und den Ärzten den nötigen Respekt, und auch Mr. Deighton, wenn er für eine Überprüfung herkommt. Seien Sie zu jeder Zeit reinlich und ordentlich und tragen Sie stets Ihre Uniform. Die Schichten dauern jeweils 16 Stunden, am frühen Nachmittag haben Sie zwei Stunden zur persönlichen Verfügung. Jeden Monat müssen Sie eine Woche lang die Nachtschicht übernehmen. Alle vier Wochen bekommen Sie einen halben Tag frei, anderen Urlaub gibt es nicht. Es herrscht eine strikte Sperrstunde, und es ist Ihnen nicht gestattet, mit den Männern zu verkehren. Eine Überschreitung der Regeln führt zur sofortigen Entlassung. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt? Und zum letzten Mal, Sie werden mich Schwester Oberin nennen.«

Ich konnte kaum glauben, dass es wirklich geschah; dass ich bleiben würde. Dass mein wilder Plan funktionierte. *Dieser Ort ist perfekt – einfach perfekt. Hier wird man mich niemals finden.* »Ja, Schwester Oberin.«

»Ich werde Ihre Herkunft und Ihre mangelnde Erfahrung fürs Erste für mich behalten. Doch ich erwarte, dass Sie alle Pflichten einer Krankenschwester erfüllen, und zwar genauso gut, wie es die anderen Schwestern hier tun. Wie Sie das bewerkstelligen, ist Ihr Problem. Haben wir uns verstanden?«

»Ja, Schwester Oberin.«

»Also gut. Ich werde Schwester Fellows anweisen, Sie herumzuführen.« Sie stand auf.

Auch ich erhob mich, doch ich folgte ihr nicht zur Tür.

»Nun?«, fragte sie gereizt, als sie die Tür geöffnet hatte und sich zu mir umdrehte. »Was gibt es noch?«

»Warum?«, wollte ich wissen. »Warum haben Sie mir die Stelle wirklich gegeben? Sie können mich nicht leiden. Warum haben Sie mich nicht fortgeschickt?«

Ich konnte sehen, wie sie überlegte, ob sie mir antworten sollte, doch dann gewann ihre Abneigung gegen mich die Oberhand und sie erwiderte: »Meinetwegen. Weil ich glaube, dass nur solche Mädchen hierbleiben werden, die nirgendwo anders hingehen können. Mit herkömmlichen Mädchen hat es nicht funktioniert, aber vielleicht klappt es mit einem, das verzweifelt genug ist.« Sie zuckte die Schultern. »Und nun habe ich Sie gefunden.« Sie drehte sich zu der offenen Tür um. »Schwester Fellows, bitte begleiten Sie Schwester Weekes auf ihr Zimmer.«



2

»Die Bettwäsche ist im zweiten Schrank«, informierte mich Schwester Fellows. »Schwester Oberin hat den Schlüssel und ich den Zweitschlüssel. Ein Kissen, ein Laken und eine Decke für jeden Mann – mehr ist nicht gestattet. Im Winter geben wir ein zweites Laken und eine zweite Decke heraus, aber es ist erst Juni, also bekommen sie nur eine Sommerdecke. Der dritte Schrank ist für das Desinfektionsmittel. Er wird einmal in der Woche aufgefüllt. Merk's dir, du wirst es brauchen. Schwämme liegen auf diesem Regal hier. Bei größeren Sauereien rufst du nach Paulus. Er wird die Pfleger herschicken. Mit diesem Knopf hier klingelst du in Paulus' Büro. Die Pfleger dürfen nur im Notfall herbeigeholt werden, nicht für alltägliche Angelegenheiten, oder Schwester Oberin wird Wind davon bekommen. Kannst du mir folgen?«

»Ja.« Ich nahm meine Tasche in die andere Hand. Mir wurde angeboten, dass einer der Pfleger sie für mich in mein Zimmer bringen würde, doch das lehnte ich ab. Mir gefiel die Vorstellung nicht, dass ein fremder Mann in meinen Sachen herumwühlt.

Schwester Fellows war schwächling und hatte schmale Hüften. Sie musste um die 24 sein, auch wenn die

Pockennarben in ihrem Gesicht und die schmale Linie, die ihre Lippen zog, sie älter aussehen ließen.

Sie trug die Bluse mit dem Schalkragen, den langen blassblauen Rock und die lange Schürze, die die Schwesterntracht in Portis House bildeten. Die Schürze hatte sie um ihre knabenhafte Taille geknotet. Unter der gestärkten weißen Haube trug sie ihr Haar fest zusammengebunden. Es hatte eine hellgelbe Farbe, wie ich sie noch nie in natura gesehen hatte.

»Frühstück gibt es um Punkt sieben Uhr, gefolgt von der morgendlichen Gymnastik. Mittagessen um zwölf, Nachmittagstee um drei und Abendbrot um halb sieben. Die Sperrstunde für die Männer beginnt um halb zehn, ohne Ausnahme, und für die Schwestern um zehn. Jede Ruhestörung nach zehn Uhr wird umgehend der Schwester Oberin mitgeteilt.«

Wir verließen die hinteren Flure, die mit Vorrats-schränken gesäumt waren, und gingen die Dienstbotentreppe hinauf.

Das Haus war viel größer, als es mir auf der Herfahrt erschienen war. Bisher hatte ich nur die Quartiere der Dienstboten gesehen, und die waren viel vornehmer als jede Unterkunft, die ich je bewohnt hatte. Die Böden waren abgenutzt, doch das Holz war noch gut; das Geländer der gewundenen Treppe lag schwer und geschmeidig unter meiner Hand. Ich fragte mich, wie wohlhabend die Gersbachs gewesen waren.

Schwester Fellows sprach weiter, als würde sie keine Rückmeldung von mir benötigen. »Die Ärzte kommen jeden zweiten Mittwoch, um sich die Patienten anzusehen. Sie führen Inspektionen durch, also achte darauf,

dass die Patienten ruhig sind und dass alles sauber und vorzeigbar ist.«

»Die Ärzte leben nicht hier?«

Sie sah mich an. »Ich weiß ja nicht, in welchem Krankenhaus du vorher warst, aber nein, Ärzte leben für gewöhnlich nicht auf dem Klinikgelände.«

Kalter Schweiß schlug mir auf die Stirn. »Nun ... Nein, natürlich nicht. Ich dachte nur ...«

»Hattest du es vielleicht mit Verwundeten zu tun? Mit Männern, die eine Betreuung rund um die Uhr benötigten?«

»Ja, so war es.«

»Nun, dann wirst du dich umgewöhnen müssen. Wir haben es hier nicht mit kranken Männern zu tun, Schwester Weekes, zumindest nicht mit wirklich kranken. Sie werden mit Ruhe behandelt, mit einer stillen Umgebung und mit Routine. Die Ärzte kommen nur, um nachzuschauen, ob sie Fortschritte machen.«

»Damit werde ich schon fertig.«

»Sei dir nicht zu sicher. Ohne Disziplin können die Männer ganz schön widerspenstig sein. Ein paar von ihnen sind richtig hinterhältig. Ich traue ihnen nicht weiter, als ich spucken kann. Die Mahlzeiten werden hier im Speisesaal eingenommen.«

Kurz darauf waren wir im Haupthaus und liefen einen breiten, mit einer dunklen Vertäfelung besetzten Gang entlang. Es duftete nach Holzpolitur, doch darunter lag ein feuchter Geruch, als würde sich der Nebel durch die Fensterritzen quetschen. Wir kamen um eine Ecke, und sie öffnete eine Doppeltür in den Raum, der dahinter lag. »Oh«, entfuhr es mir.

Die ursprüngliche Einrichtung, wie auch immer sie ausgesehen haben mochte, war fort und von zwei langen Tischen mit Stühlen an allen Seiten ersetzt worden. Stuck in der Form von Eichenblättern säumte die Wände dort, wo sie auf die Decke trafen. Diese wiederum war mit Ranken dekoriert, die sich um ihre dicken Balken schlangen. Eine der Wände wurde von zwei Fenstern und schweren Brokatvorhängen geschmückt, die einen Rahmen um den undurchdringlichen Anblick des Nebels bildeten. Blasse Rechtecke an den Wänden zeugten von den Familiengemälden, die dort gehangen haben mussten, und der harte Holzfußboden warf das leere Echo unserer Schritte durch den Raum, der kahl wirkte, als wäre das ganze Haus den Bach hinuntergegangen. Doch die Eleganz war noch immer zu spüren, wie bei einer aristokratischen Frau, die schlichte Kleider trug.

Allein die Größe des Raumes versetzte mich in Erstaunen. »Das war das Esszimmer einer einzigen Familie?«

»Nun ja, so war es. Dies war ein Privathaus. Hat man dir das nicht erzählt?«

An den Tischen fanden 20 Menschen Platz, ohne Mühe, und ein Raum wie dieser hätte dort, wo ich herkam, leicht zwei Familien beherbergen können. »Sind sie fortgegangen, weil sie kein Geld mehr hatten?«, fragte ich.

Der Blick, mit dem sie mich bedachte, war ein abfälliger. »Woher um alles in der Welt soll ich das wissen? Es hat nichts mit mir zu tun – und auch nicht mit dir. Warum stellst du überhaupt solch eine Frage?«

Ich sah sie an und bemerkte unter der schroffen Art, die sie vermutlich jedem entgegenbrachte, dass sie mich

einfach nicht leiden konnte. Nun gut. »Ich bin nur neugierig, wie die Reichen leben. Du etwa nicht?«

»Bin ich nicht. Und falls ich dir einen Rat geben darf, dann hütest du besser deine Zunge, wenn du hier zurechtkommen möchtest. Das, was Leute treiben, die herrschaftliche Häuser besitzen, geht uns nichts an.«

»Meinetwegen«, erwiderte ich schulterzuckend, doch ich kniff die Augen zu einem finsternen Blick zusammen, als sie mir ihren Rücken zukehrte.

»Wir haben zurzeit 19 Patienten«, fuhr sie fort, als wir den Speisesaal wieder verließen. Ich trug noch immer meine Reisetasche. »Jeder der Männer hat sein eigenes Zimmer, wofür sie ehrlich dankbar sein sollten. Dann gibt es noch das Schwesternzimmer, abgetrennte Zimmer für die Schwester Oberin und mich sowie vier Gästezimmer für die Ärzte, die Familien der Patienten und für Mr. Deighton. Unten befinden sich die Unterkünfte der Pfleger, des Küchenpersonals und des Gärtners. Trotz alledem ist noch ein Teil des Westflügels abgesperrt. So groß ist das Haus.«

»Wo sind die Patienten jetzt?«

»Auf ihren Zimmern, um sich auszuruhen. Das gehört zu ihrem Nachmittagsprogramm. In einer Stunde gibt es Abendbrot, und danach stehen ihnen im Gemeinschaftsraum 90 Minuten zur freien Verfügung.« Am Ende des Gangs öffnete sie eine weitere Tür. »Das wäre dann hier.«

Dieser Raum war sogar noch größer als der Speisesaal. Auch ohne Möbel und Gemälde machte er einen prachtvollen Eindruck. Er war üppig vertäfelt und verfügte über einen unteren Bereich, der über drei breite Treppenstufen mit einem oberen Bereich verbunden war. Am

hinteren Ende des oberen Bereichs blickten eine Reihe von Terrassentüren – ich zählte drei Paar – hinaus auf eine Veranda und ein paar gepflegte Gärten, die dahinter lagen. Die Türen waren geschlossen, die Veranda lag feuchtkalt und verlassen da, und von den Gärten war kaum mehr als die Schatten von geschnittenen Hecken zu erkennen, die sich im Nebel krümmten.

Genau wie der Speisesaal war auch dieser Raum leer geräumt und mit harten, zweckmäßigen Möbelstücken ausgestattet worden. Stühle mit dünnen Polstern standen eng beieinander auf billigen Teppichen, was wohl der Geselligkeit dienen sollte. Zwei durchhängende Sofas standen neben einem verschrammten Bücherregal, auf dem sich ausgefranste Magazine und Bücher mit dunklen, zerlesenen Seiten stapelten. Darüber hinaus gab es noch einen Tisch mit einem Schachbrett darauf und zwei sich gegenüberstehenden Stühlen.

Ich blickte auf und sah dieselben Stuckranken, die auch den Speisesaal zierten und von ihrem majestätischen Platz unter der Decke hinab auf dieses dürftige Bild schauten.

»Es ist nicht gestattet zu rauchen«, erklärte Schwester Fellows, während ich meinen Hals reckte. »Karten sind verboten, genau wie Würfel und Glücksspiele jeder Art. Wir bekommen Zeitungen, aber es dürfen keine aktuellen sein und sie müssen zuerst von der Schwester Oberin unter die Lupe genommen werden. Ankommende und ausgehende Briefe werden gelesen und, wenn nötig, zensiert. Wir haben die Männer ermuntert, es probeweise mit einem Amateurtheater zu versuchen, doch bislang hat keiner von ihnen ein Interesse daran bekundet.«

»Donnerlittchen«, bemerkte ich. »Was machen sie dann hier drin?«

Ein unverkennbarer Ausdruck von Abscheu huschte über ihr Gesicht, und sie antwortete mir, als würde sie in eine Zitrone beißen. »Dort auf dem Regal stehen Bücher. Einige nutzen die Zeit für eine Unterhaltung oder um einfach nur dazusitzen und nachzudenken. Viele sind zu nichts anderem fähig – du wirst's schon sehen. Hin und wieder kommt der Pfarrer zu Besuch.«

»Na so was aber auch«, entgegnete ich, nur um sie zu verärgern. *Du bist auch keine Hochwohlgeborene, Missy. Deine Vokale verraten dich.* »Beeindruckend. So etwas hatten wir im Belling Wood nicht.«

Schwester Fellows rollte die Augen. »Natürlich hattet ihr so etwas nicht. Belling Wood ist ganz anders als das, was wir hier haben.« Sie zog eine Uhr aus ihrer Schürzentasche und warf einen Blick darauf. »Die Nachmittagsruhe ist fast vorüber. Ich bringe dich zu den Schwesternunterkünften, damit du dich frisch machen und umziehen kannst. Du wirst beim Abendbrot helfen.«

»Sehr wohl«, antwortete ich, als ich hinter ihrem schmalen Rücken hinaus aus dem Zimmer ging und wir den Flur zur Dienstbotentreppe zurückliefen. »Ich würde zuerst gern eine Zigarette rauchen, wenn's recht ist. Es war ein langer Weg vom Bahnhof.«

Schnell schritt sie die Treppe hinauf. »Hast du mir nicht zugehört? Es ist nicht gestattet zu rauchen.«

Ich blieb stehen. »Was soll das heißen, es ist nicht gestattet?«

»Es ist, wie ich es sagte.«

»Ich dachte, das gilt für die Patienten.«

Sie hielt auf dem ersten Treppenabsatz inne und blickte zu mir herunter. In dem schwachen Licht leuchtete ihr gelbes Haar beinahe. »Schwester Weekes, in Portis House ist es nirgendwo gestattet zu rauchen. Zigaretten zu rauchen ist nicht gesund.«

»Nicht gesund?« Ich versuchte, meine Stimme ruhig zu halten, als ich mir ein Leben ohne Zigaretten vorstellte. »Was ist denn das für eine verrückte Vorschrift?«

»Die Schwestern sind dazu angehalten, den Patienten ein gutes Beispiel zu sein – ein Beispiel an Gesundheit, Hilfsbereitschaft, Moralität.« Sie legte eine besondere Betonung auf das letzte Wort ihrer kleinen Rede, die sie ganz offensichtlich auswendig gelernt hatte. »Die Pflicht einer Krankenschwester besteht darin, Trost zu spenden und sich still und fügsam zu verhalten. Das ist die höchste aller Berufungen. Bestimmt durften die Krankenschwestern in London auch nicht rauchen, nicht wahr?«

Ich hatte keine Ahnung, wie es im Krankenhaus war, doch Ally rauchte unentwegt, wenn sie nicht im Dienst war. »Darf ich rauchen, wenn ich freihabe?«

»Es ist nicht gestattet.«

»Das ist doch lächerlich.« Ich stellte meine Tasche ab. Sogar in der Fabrik hatten die Schichtleiter ein Auge zugeedrückt, wenn wir uns für eine Zigarette aus der Hintertür schlichen. »Soweit ich weiß, bin ich nicht verrückt, und ich bin auch keine Patientin hier. Warum gibt es Regeln für das, was ich in meiner Freizeit mache?«

»Weil es so ist«, erwiderte sie nur. »Du bist eine Angestellte und du bekommst freie Kost und Logis. Das bedeutet, dass du rund um die Uhr mit gutem Beispiel vorangehen musst. Wenn wir einmal von der Tatsache

absehen, dass die Irren über keinen moralischen Kompass verfügen, ist es einfach eine Regel, und wenn die Schwester Oberin eine Regel erlässt, dann befolgst du sie. Wirst du damit etwa ein Problem haben, Schwester Weekes? Falls dem so ist, kann ich gern die Schwester Oberin darüber in Kenntnis setzen.«

Ich biss die Zähne zusammen. Ich hatte die Stelle doch gerade erst bekommen und wollte sie nicht schon wieder verlieren. »Nein«, zwang ich mich zu sagen. »Das ist kein Problem.«

Wir blickten einander einen Moment lang an, und ich sah, wie es sein würde. Als ich meine Tasche wieder aufhob, zog sie ihre Mundwinkel triumphierend hoch. Dann wandte sie sich ab, und ich folgte ihr die Treppe hinauf.

Das Schwesternzimmer befand sich im zweiten Stockwerk in einem langen, schmalen Raum, der auf die vorderen Gärten und die Auffahrt hinaussah. Fünf ordentlich hergerichtete Pritschen standen in einer Reihe unter den Fenstern. Behelfsmäßige Vorhänge, die im Augenblick mit Stoffstreifen zusammengebunden waren, hingen zwischen den Betten; es sah ein wenig aus wie auf einer Krankenstation, doch dieser Eindruck wurde von den Koppelfenstern, dem prächtigen, nur mit dünnen Teppichen belegten Holzfußboden und einer dunklen Vertäfelung wie in den unteren Zimmern wieder wettgemacht. Erneut hatte ich das Gefühl, dass auch dies einmal ein opulenter Raum gewesen war.

Auf einem der Betten saß ein Mädchen mit dunkelblondem Haar in voller Schwesterntracht, den Rücken an das Kopfende gelehnt, ein aufgeschlagenes Magazin auf

den Knien. Ein Paar schwere Schuhe lag auf dem Boden verstreut. Sie rieb ihre in Strümpfe gekleideten Füße aneinander, während sie las. Als wir eintraten, blickte sie auf, und ich sah, dass ihr Gesicht herzförmig war und sie große graue Augen hatte.

»Oh, hallo«, rief sie mir zu.

»Schwester Beachcombe«, sagte Schwester Fellows, bevor ich etwas erwidern konnte. »In einer Viertelstunde ist das Abendessen. Hast du abgespült und alles hergerichtet?«

Das Mädchen blinzelte. »Nein ... Also Nina, sie hat ...«

»Und wo steckt Schwester Shouldice? Sie sollte auch beim Herrichten helfen.«

»Ich bin hier.« Die tiefe Tenorstimme einer Frau drang aus der Tür hinter uns herein, und ich machte einen Schritt beiseite.

Ein zweites Mädchen betrat den Raum. Die junge Frau war groß, hatte breite Schultern, mattbraunes Haar und ein schlaffes, teigiges Gesicht. Sie betrachtete Schwester Fellows durch ihre Drahtgestellbrille mit offener Feindseligkeit. »Wen haben wir hier?«

Schwester Fellows zog ihre Lippen noch enger zusammen. »Das ist Schwester Weekes. Sie hat heute ihren ersten Tag.«

»Ach ja?« Die stattliche Frau wandte mir ihren Blick zu. »Wird sie denn länger als die letzte durchhalten?«

»Das war bedauerlich«, bemerkte Schwester Fellows. »Die Schwester Oberin wird sich damit befassen.«

Nun richtete sie ihre Augen wieder auf Schwester Fellows. »Wird sie sich auch damit befassen, dass Martha und ich schon seit vier Tagen Doppelschichten leisten?«

»Nina«, murmelte das Mädchen auf dem Bett schwach.

Der erwidrende Blick von Schwester Fellows war eisig. »Die Schwester Oberin ist sich sehr wohl bewusst, wie es um unseren Personalstand bestellt ist, das kann ich dir versichern. Darum haben wir nun einen Ersatz bekommen. Ihr zwei werdet sie anleiten müssen, denn ich habe jetzt schon viel zu viel um die Ohren. Ich erwarte, dass ihr sie ordentlich einarbeitet.« Sie drehte sich zu mir um. »Ich werde dir eine Uniform aus dem Schrank holen. Ich möchte dich noch einmal daran erinnern, dass du deine Uniform zu jeder Zeit tragen musst.« Sie bedachte Schwester Beachcombe, die immer noch ohne Schuhe auf dem Bett hockte, mit einem scharfen Blick. »Auch während der Pausen. Ich sehe euch alle in 15 Minuten.«

»Was ist denn mit der los?«, murrte Schwester Shouldice, nachdem Schwester Fellows gegangen war.

»Es waren doch nur die Schuhe«, murmelte Schwester Beachcombe unsicher, als sie aus dem Bett huschte. »Ich hatte ja keine Ahnung, dass das gegen die Regeln verstößt.«

»Natürlich nicht«, entgegnete das rundlichere Mädchen. »*Viel zu viel um die Ohren?* Womit denn, würde ich gern wissen.«

Ich starrte auf den Stapel Klamotten, den Schwester Fellows mir auf das Bett gelegt hatte. Die Kluft erschien mir unglaublich kompliziert zu sein. »Das werde ich niemals alles anziehen können«, seufzte ich.

Schwester Beachcombe schlüpfte in ihre Schuhe und gesellte sich zu mir. »So schwer ist es nicht. Komm, ich helfe dir.« Sie ging mir zur Hand, als ich aus meiner Bluse und meinem Rock schlüpfte, und lächelte mich schüchtern

an. »Ich bin Martha«, stellte sie sich vor, »und das ist Nina. Woher kommst du?«

»London«, antwortete ich. »Und ich bin Kitty.«

»Der Name gefällt mir«, erwiderte Martha. »Ich war erst ein Mal in London, und es war einfach wundervoll! Siehst du, es ist ganz einfach – Unterrock, Rock, dann Bluse und Kragen. Die Schürze kommt zum Schluss.«

»Du bist also das neue Mädchen«, stellte Nina fest. Sie betrachtete mich mit einem Argwohn, den ich nicht so recht einzuschätzen wusste – als hätte ich eine ihrer Wertsachen gestohlen, was immer das auch sein sollte. »Dann hast du Boney schon kennengelernt, wie?«

»Boney?« Ich runzelte die Stirn, während Martha mir in den Rock half und ich die Anspielung zu deuten versuchte. »Meinst du Napoleon?«

»Oh, wie ich sehe, bist du gebildet.« Sie sagte es mit Abscheu. »Ja, unsere kleine Diktatorin. So nennen wir sie – natürlich nur, wenn sie nicht dabei ist. Sie ist das Schoßhündchen der Schwester Oberin, findest du nicht?«

»Keinen Schimmer.« Ich würde nicht noch ein Mädchen hinter dessen Rücken beleidigen, ohne zu wissen, wie die Lage der Dinge war – auch wenn sie *ganz offensichtlich* das Schoßhündchen der Schwester Oberin war. »Und ich bin nicht gebildet«, erklärte ich. »Ich lese nur Bücher.«

»Tja, dafür wird dir hier keine Zeit bleiben.« Ninas Brillengläser funkelten in dem schwindenden Licht, das durch die Fenster fiel. »Hier musst du bis zur Erschöpfung schuften. Um sechs stehen wir auf, um sieben beginnt der Dienst. Feierabend ist um halb zehn, und um zehn gehen die Lichter aus. Und dann fängt alles wieder von vorn an.«

Simone St. James bei FESTA:

Der Geist von Maddy Clare
Das Geheimnis von Wych Elm House
Das Schweigen der Toten

Infos, eBooks & Leseproben:
www.Festa-Verlag.de